GENDER OPEN REPOSITORIUM

# Bedeutung traditioneller Mutterbilder in Familien mit einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft : Beharrungstendenzen und Veränderungsprozesse

**Flaake, Karin**

**2016**

**https://doi.org/10.25595/391**

**Veröffentlichungsversion / published version**
**Sammelbandbeitrag / collection article**

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Flaake, Karin: *Bedeutung traditioneller Mutterbilder in Familien mit einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft : Beharrungstendenzen und Veränderungsprozesse*, in: Krüger-Kirn, Helga; Metz-Becker, Marita; Rieken, Ingrid (Hrsg.): Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2016), 165-179. DOI: https://doi.org/10.25595/391.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Forum Psychosozial

Helga Krüger-Kirn, Marita Metz-Becker,
Ingrid Rieken (Hg.)

# Mutterbilder

## Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven

Mit Beiträgen von Karin Flaake, Helga Krüger-Kirn, Marita Metz-Becker, Ingrid Rieken, Elisabeth de Sotelo, Sabine Toppe und Ulrike Wagner-Rau sowie einem Beitrag des Galeristen Michael W. Schmalfuß

Psychosozial-Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Büros der Frauenbeauftragten der Philipps-Universität Marburg und des Gleichberechtigungsreferats der Universitätsstadt Marburg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Originalausgabe
© 2016 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Elvira Bach, »Küchendiva (24 hours)«, 2013.
© VG Bild-Kunst, Bonn 2015
Umschlaggestaltung & Innenlayout: nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Satz: metiTEC-Software, me-ti GmbH, Berlin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
www.majuskel.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2500-5

# Inhalt

**Vorwort** 7

**Einleitung** 9
*Helga Krüger-Kirn, Marita Metz-Becker & Ingrid Rieken*

***I. Kulturhistorische Perspektiven***

**Mythos Mutterschaft** 19
Kulturhistorische Perspektiven auf den Frauenalltag des 18. und 19. Jahrhunderts
*Marita Metz-Becker*

**Kindsmord im 19. Jahrhundert** 45
Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Geschichte der Kindstötung anhand zeitgenössischer Kriminalakten
*Marita Metz-Becker*

**Mutterbilder in der christlichen Theologie und Frömmigkeitspraxis** 67
Streiflichter aus evangelischer Perspektive
*Ulrike Wagner-Rau*

***II. Sozialpolitische Perspektiven***

**Politikwissenschaftliche Perspektiven auf Mutterschaft** 87
Ein neues Geschlechter- und Generationenverhältnis
*Elisabeth de Sotelo*

**Armut, Familien(leit-)bilder, Geschlechterrollen** 105
Zur Macht und Wirksamkeit von »guten Müttern« und »gelingenden Kindheiten« in aktuellen Ungleichheitsdiskursen
*Sabine Toppe*

***III. Psychoanalytische Perspektiven***

**Mutterschaft und weibliche Identität** 125
Psychoanalytische und geschlechterkritische Überlegungen
*Helga Krüger-Kirn*

**Mutterschaft – Vaterschaft – Elternschaft** 149
Eine schöpferische Krise
*Helga Krüger-Kirn*

**Bedeutung traditioneller Mutterbilder in Familien mit einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft** 165
Beharrungstendenzen und Veränderungsprozesse
*Karin Flaake*

**Mutterbilder** 181
Formen – Fakten – Visionen
*Michael W. Schmalfuß*

**Autorinnen und Autoren** 199

# Bedeutung traditioneller Mutterbilder in Familien mit einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft

## Beharrungstendenzen und Veränderungsprozesse[1]

*Karin Flaake*

## Zur Studie

Die folgenden Analysen basieren auf den Ergebnissen einer empirischen Untersuchung zu Familien mit einer nicht traditionellen Arbeitsteilung: Die Eltern haben sich von Anbeginn an die Verantwortung für die Betreuung, Versorgung und Erziehung der Kinder sowie die Hausarbeiten geteilt, den Frauen hat diese Aufgabenteilung mit dem Partner eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit ermöglicht. Es sind heterosexuell lebende Familien aus einem städtisch orientierten, westdeutschen Mittelschichtmilieu mit hohem Ausbildungsniveau und ohne Einwanderungsgeschichte, zudem Familien, in denen eine ausreichende finanzielle Basis für die Realisierung partnerschaftlicher Elternschaftsvorstellungen und die Möglichkeit zu Teilzeitarbeit oder flexiblen Arbeitszeitgestaltungen gegeben ist.[2] Befragt wurden Mütter und Väter sowie die Söhne und Töchter, die zwischen 13 und 27 Jahren alt waren.[3]

Für die Eltern ist eine solche Familienform mit der Herausforderung ver-

1 Auszüge dieses Textes sind bereits in der Zeitschrift *Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie* (1/2015, S. 7–28) erschienen.

2 Bezogen auf die Väter wurde als Kriterium für die Auswahl der Familien festgelegt, dass sie sich – nach eigenen Angaben und denen der Partnerin – schon frühzeitig mindestens ebenso umfassend wie die Mütter an der Kinderbetreuung und -erziehung sowie der Hausarbeit beteiligt haben.

3 Insgesamt sind zwölf Familien in die Untersuchung einbezogen worden. In drei dieser Familien sind die Frauen Vollzeit und die Männer nicht oder nur geringfügig erwerbstätig und für die Familienarbeiten zuständig gewesen. In diesen Familien versuchen die Mütter ihre geringere zeitliche Präsenz zu Hause durch ein besonderes Familienengagement in der zur Verfügung stehenden Zeit zu kompensieren. Insofern können die

bunden, die Begrenzungen traditioneller geschlechtsbezogener Zuweisungen und Orientierungsmuster zu erweitern: Für Männer steht im Zentrum, die Bedeutung beruflicher Arbeit für sich zu relativieren und die traditionell den Frauen zugewiesenen familienbezogenen Tätigkeiten in ein positiv besetztes Selbstbild zu integrieren, für Frauen geht es im Wesentlichen darum, normative Bilder einer »guten Mutter« zu relativieren und Muttersein mit einem Engagement in Aktivitätsbereichen außerhalb der Familie zu verbinden. Im Folgenden wird der Schwerpunkt gelegt auf Identitäten von Frauen und Mädchen in einer solchen, nichttraditionellen Familienform, insbesondere bezogen auf Ansprüche der Frauen an Mütterlichkeit sowie Muster des Selbstbewusstseins der Töchter.

## Ringen mit inneren Bindungen an normative Bilder einer »guten Mutter«

In zahlreichen Interviews wird deutlich, dass die Selbstdefinition über ein umfassendes Dasein für die Kinder und eine zentrale Position ihnen gegenüber wichtiges Element auch von Identitäten bei Frauen sein kann, die auf der bewussten Ebene eigentlich Anderes anstreben: eine mit dem Partner geteilte Zuständigkeit für die Familienarbeiten. Prozesse der Relativierung einer eigenen Bedeutsamkeit für die Kinder werden als schmerzlich erlebt, zugleich zeigt sich aber auch das produktive Potenzial solcher Veränderungsprozesse: Sie sind verbunden mit psychischen Entlastungen und erweiterten Möglichkeiten der Lebensgestaltung.

»Ich hatte das Gefühl, das ist mein Kind«, schildert eine der Befragten

---

Strukturen aller in die Untersuchung einbezogenen Familien gekennzeichnet werden als geteilte Elternschaft, als Gleichzeitigkeit von mütterlichem und väterlichem Engagement. Die Familienmitglieder sind getrennt voneinander auf der Grundlage eines flexibel zu handhabenden Leitfadens befragt worden, in dem lediglich zentrale Themenbereiche aufgeführt waren. Die Interviews sind ausgewertet worden nach einem Verfahren psychoanalytisch orientierter Textinterpretation, bei dem neben den manifesten Gehalten der Interviews auch sich an Besonderheiten des Textes festmachende Irritationen und die Dynamiken in der Interpretationsgruppe Mittel zum Verstehen sind und das es ermöglicht, auch latente, nicht bewusste Gehalte herauszuarbeiten (zur Methode vgl. Flaake, 2014; Frommer, 2007; Klein, 2000). Auf dieser Basis wurde für jede Familie eine ausführliche Fallstudie erarbeitet, in der es sowohl um die Dynamiken in der Paarbeziehung als auch die Interaktionsmuster zwischen den Vätern und Müttern sowie den Söhnen und Töchtern geht (zur ausführlichen Darstellung der Studie und ihrer Ergebnisse vgl. Flaake, 2014).

ihre Schwierigkeiten, den kleinen Sohn nach der Geburt als mit dem Partner gemeinsames Kind zu erleben und – entsprechend der vorherigen Planungen – ihm, dem Vater, einen gleichwertigen Anteil an Betreuung und Versorgung zu überlassen und ihm nicht – wie es sich zunächst entwickelte – die Rolle einer »Hilfsperson« unter ihrer Ägide zuzuweisen. »Ich fühlte mich so was von unersetzlich«, beschreibt eine andere Befragte ihr Erleben in den ersten Lebensmonaten der kleinen Tochter, das ihr – auch befördert durch die Intensität von Stillsituationen – ein Gefühl persönlicher Bedeutsamkeit und Einmaligkeit gegeben hat. Ihre eigene Entwicklung reflektierend berichtet sie, dass das Erleben einer einzigartigen, nicht durch andere zu ersetzenden Rolle für die kleine Tochter ihr lebensgeschichtlich früh erworbenes Gefühl von Wertlosigkeit zeitweise zu lindern vermochte. Im Prozess des Heranwachsens der Töchter kann sie das Engagement ihres Partners zunehmend als Entlastung sehen; Schuldgefühle, das Erleben, eigentlich mehr für die Töchter da sein zu müssen, sie noch liebevoller versorgen zu müssen, beschäftigen sie jedoch weiter: Mit der Vorstellung, eine »perfekte Mutter« sein zu wollen, habe sie sich »sehr übernommen«, berichtet sie, das Gefühl von Überforderung kennzeichnend, das ihre Situation als Mutter geprägt hat.

Im Interview mit einer anderen Befragten wird deutlich, dass gerade diese Überforderung – die Beanspruchung durch den Beruf und zugleich das Gefühl, umfassend für das Kind da sein zu müssen – Quelle des Selbstbewusstseins sein kann. »Ich fand das immer ganz toll, dass man trotzdem noch einigermaßen Unterricht machen konnte, auch wenn man nicht geschlafen hatte. Das hat sehr viel Selbstbewusstsein gegeben«, schildert sie ihre Begeisterung – es war »ganz toll« – darüber, dass sie ihren beruflichen Verpflichtungen trotz großer Belastung durch die Familienarbeiten – und ohne geschlafen zu haben – »gut« nachkommen konnte. Ihren Partner habe sie deshalb auch nicht nachdrücklich zur Übernahme von Arbeiten aufgefordert. Ihr »Selbstbewusstsein« speiste sich auch aus der Vorstellung, grenzenlos belastbar zu sein und beides – Kinder und Beruf – ohne Einschränkungen leben zu können. »Das geht noch, und das geht noch, und das kannst du noch«, beschreibt sie ihr damaliges Lebenskonzept und ergänzt selbstkritisch: »Das war überfordernd für mich.« Ähnliches berichtet eine andere Befragte. Sie schildert frühere Situationen, in denen sie sich selbst nachts um den kleinen Sohn kümmern wollte und die Hilfe ihres Partners ablehnte: »Es war anstrengend, aber es hat mir einfach auch ein gutes Gefühl gegeben, wenn ich dann am nächsten Tag ins Büro bin, dass ich das nachts mit dem Kind auf die Reihe gekriegt hab.« Ihr »gutes Gefühl«, ihr Selbstbewusstsein, hat sich vermittelt über die zentrale Rolle für das Kind und die Überforderung – »es war

anstrengend« –, die mit Berufstätigkeit und zentraler Zuständigkeit für ein Kind verbunden war.

Die Bedeutung einer zentralen Rolle für ihre Kinder in den Mustern des Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins von Frauen wird besonders deutlich in Familienkonstellationen, in denen die Frauen vollzeit- und die Männer nicht oder nur geringfügig erwerbstätig und die für die Familienarbeiten Hauptzuständigen sind. Für die in dieser Konstellation befragten Frauen hat die Familie – trotz starken beruflichen Engagements und Freude an der Tätigkeit sowie Wertschätzung für die Art der Beziehungsgestaltung ihrer Partner zu den Kindern – dennoch Priorität. Anders als die meisten Männer in einer entsprechenden Lebensform – eigene vollzeitige Erwerbstätigkeit und eine Partnerin, die die Familienarbeit übernimmt – bemühen sie sich, nach Ende ihres beruflichen Arbeitstages umfassend für die Familie und insbesondere die Kinder da zu sein, um ihre berufsbedingte Abwesenheit auszugleichen. Ihre Schilderungen sind in besonderem Maße geprägt von Verunsicherungen, Selbstzweifeln und Schuldgefühlen. Die Frauen haben das Gefühl, keine gute Mutter zu sein, und empfinden zudem einen Mangel, denn ihr Selbstbewusstsein und Selbstverständnis, ihr Gefühl, wichtig für andere zu sein, vermittelt sich ungeachtet einer großen Bedeutung des Beruflichen und von Erfolgen in diesem Bereich entscheidend über eine zentrale Position in der Familie und insbesondere über ihre Bedeutsamkeit für die Kinder. Eine der Befragten schildert, dass der Partner durch seine alltägliche Präsenz eine größere Nähe zu den Kindern hat, eine Erfahrung von Bedeutungsverlust, die sie als schmerzlich erlebt. »Da ist Lars [der Sohn, K. F.] vom Fahrrad gefallen, weint: ›Papaaa!‹, statt Mama. Das ist einfach die erste Reaktion, weil Papa ist ja auch immer da, und das tut dann schon weh.« Auch die Vorlieben der Kinder für besondere Speisen des Vaters sind nicht unproblematisch für sie:

> »Was ich gar nicht gut akzeptieren kann, dass jetzt seine Kuchen mehr gewünscht sind als meine. Wenn man nämlich die Kinder fragt: ›Was wollt ihr denn für Kuchen haben?‹, dann sind es bestimmte Kuchen, die Rolf [der Partner, K. F.] gut kann, und meine fallen jetzt unter'n Tisch.«

Vor der Einigung mit ihrem Partner auf eine Familienform, in der sie die Vollzeiterwerbstätige ist, habe sie befürchtet, dass ein solches Arrangement für die Kinder problematisch sein werde: »Also die Bindung an Mama, das wird wahrscheinlich ganz schwierig.« Sie ist einerseits erleichtert, dass ihre Befürchtungen nicht eingetroffen sind, andererseits aber auch enttäuscht und gekränkt, dass die

»Bindung an Mama«, ihre Rolle als Mutter, nicht unersetzbar ist: »Aber es ist eben anders. Und manchmal tut es auch weh.«

Ähnliche Muster zeigen sich bei einer Befragten, die ebenfalls in dieser Familienform lebt. Nach Ende ihres beruflichen Arbeitstages übernimmt sie einen Großteil der Familienarbeiten, um ihren Partner zu entlasten und den Kindern nahe zu sein. Dennoch gibt es immer wieder Situationen, in denen sie daran zweifelt, eine gute Mutter zu sein. Auslöser ist – wie auch für die schon zitierte Befragte – das Erleben, für die Familie nicht so wichtig zu sein, wie es ihren Wünschen entspricht. Sie schildert ein Beispiel:

> »Ich hab immer gesagt, wenn ihr mich braucht, bin ich da. Und da bin ich extra mal früher von der Arbeit heim. Und dann ist mein Mann zum Sport, das war klar, das hat er immer gemacht. Und Andreas [der Sohn, K. F.] ist in sein Zimmer, chatten mit Freunden, und Nele [die Tochter, K. F.] sagt: ›Tschüss, ich geh zu 'ner Freundin‹, und ich saß da. Das war so 'ne Situation, wo mir die Tränen kamen.«

Sie erfährt, dass ihre Vorstellung, von der Familie »gebraucht« zu werden, nicht in dem Maße der Realität entspricht, wie sie es sich gewünscht hat, sie erlebt, dass der Sohn und die Tochter auch ohne sie gut zurechtkommen und eigene Aktivitäten haben, denen sie nachgehen. Sie »saß da«, ohne die Bedeutung für die anderen, die sie sich vorgestellt hatte, das war schmerzlich für sie, ihr »kamen die Tränen«. Sie habe sich gefragt: »Bin ich 'ne schlechte Mutter, hab ich Fehler gemacht?«, und das Gefühl gehabt: »Jetzt hab ich alles falsch gemacht.«

Ähnliches berichtet eine weitere Befragte, die in dieser Familienform lebt. Auch sie bemüht sich nach Ende ihres beruflichen Arbeitstages in besonderem Maße um die Familie und ist enttäuscht, wenn die Kinder abends ihren eigenen Aktivitäten nachgehen: »Das ist schwierig für mich, wenn die dann keine Zeit haben.« Auch sie kann die Art und Weise, in der ihr Partner mit den Kindern umgeht, schätzen, erlebt seine große Nähe zu den Kindern aber auch als schmerzlich:

> »Die Kinder gehen ganz viel zu Werner [dem Partner, K. F.], die Beziehung zwischen den Kindern und Werner hat sich sehr, sehr intensiv entwickelt, da bin ich schon noch stark involviert, aber bei Weitem nicht so stark, wie ich es gerne hätte.«

Vor diesem Hintergrund fällt es ihr – wie auch den anderen in dieser Familienform befragten Frauen – schwer, ein positives Verhältnis zu ihrer Form der Lebensgestaltung zu entwickeln: Neben ihrer Berufstätigkeit hat sie ein Studium

begonnen, einen Wunsch, den sie sich durch die Zuständigkeit des Partners für Familienarbeiten erfüllen konnte, der aber durch das Gefühl, eigentlich mehr für die Familie da sein zu müssen, mit starken Ambivalenzen und Schuldgefühlen verbunden ist.[4]

## Relativierung mütterlicher Bedeutsamkeit – neue innere Freiheiten und erweiterte Möglichkeiten der Lebensgestaltung

Obwohl viele der befragten Frauen mit ihrer inneren Bindung an traditionelle Mutterbilder ringen, sehen doch alle mit ihrer Lebensform verbundene Chancen und Entlastungen; eine Perspektive, die darauf hinweist, dass sich Identitäten trotz Fortbestehens traditioneller Elemente verändert haben. Die Frauen schätzen es, kontinuierlich erwerbstätig zu sein und dadurch weiterreichende berufliche Pläne verwirklichen zu können, schätzen aber auch die Entlastung durch die mit dem Partner gemeinsame Verantwortung für die Entwicklung der Kinder. »Wie kompliziert auch immer, aber so 'ne gemeinsame Verantwortung zu haben war gut: Und durch unsere Aufgabenverteilung, so mangelhaft auch immer sie gewesen sein mag, war doch gegeben, dass ich berufliche Pläne entwickeln konnte«, berichtet eine der Befragten. Auch einige andere Frauen schildern die Befriedigung, die sie mit ihrer beruflichen Arbeit verbinden, und die Bedeutung, die eine kontinuierliche Tätigkeit im Beruf für sie hat: »Ich bin mit Leib und Seele Lehrerin und wollte auch als Mutter weiter arbeiten«; »Ich hab das Arbeitsleben genossen, meine Berufstätigkeit ist mir immer wichtig gewesen«; »Ich wollte im Beruf bleiben, das war mir sehr wichtig, und das wäre sonst nicht gegangen.«

4 Neben dem Wunsch, umfassend für ihre Kinder da zu sein, hat für viele der befragten Frauen auch ein gutes Erledigen von Hausarbeit große Bedeutung für das Selbstbewusstsein und Selbstverständnis. Es zeigen sich ähnliche Muster wie bezogen auf das Verhältnis zu den Kindern. Besonders ausgeprägt sind entsprechende Tendenzen auch in diesem Bereich der Familienarbeit bei Frauen in Konstellationen, in denen sie selbst vollzeit- und ihre Partner nicht oder nur geringfügig erwerbstätig und für die Familienarbeiten zuständig sind (vgl. Flaake, 2014). Diese mit den Orientierungen der Frauen verbundenen Familiendynamiken, die oft zu traditionelleren Verhältnissen führen als geplant, sind immer auch Ergebnis der Haltungen der Männer: Der Bereitschaft der Frauen, große Anteile der Familienarbeiten zu übernehmen, entsprechen Rückzugstendenzen der Männer, von Bedeutung ist immer ein Zusammenspiel der Orientierungs- und Verhaltensmuster in der Paarbeziehung. In diesen Darstellungen wird nur die Seite der Frauen beschrieben; zu Komplementaritäten in der Paarbeziehung vgl. Flaake, 2014.

Auch die Frauen, die vollzeiterwerbstätig sind und darunter leiden, dass sie zu wenig für die Familie da sein können, schätzen die Möglichkeiten, die sie im Beruf durch die Zuständigkeit des Partners für die Familienarbeiten haben: »Ich mach meine Arbeit total gern und bin da sehr engagiert. Ich bin total froh, dass ich meinen Job machen kann, ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich zu Hause geblieben wäre wie Rolf [der Partner, K. F.] jetzt«;

> »Ich bin ein ganzes Stück freier im Umgang mit meiner Zeit, mit meinen Interessen. Ich bin unabhängiger und lebe dadurch ein anderes Leben. Das hat mir ganz viele Chancen eröffnet. Das wär gar nicht möglich gewesen, wenn Werner [der Partner, K. F.] nicht diesen Part [der Familienarbeiten, K. F.] übernehmen würde.«

Einige Frauen schildern, dass es für sie entlastend war, nicht alleine für die Kinder zuständig zu sein, sondern die Verantwortung mit dem Partner teilen zu können. So berichtet eine der Befragten: »Dass Lothar [der Partner, K. F.] sich so beteiligt hat, war sehr erleichternd, weil ich es schwierig fand, die ganze Verantwortung allein zu haben.« Sie berichtet von einer kurzen Zeit, in der ihr Partner nicht zu Hause und sie alleine mit dem kleinen Sohn war:

> »Da war mal 'ne Woche, in der ich alleine zuständig war, weil Lothar zu 'ner Fortbildung war. Da hab ich gemerkt, wenn ich nicht mehr kann, das ist ja ganz schlecht. Weil das Kind ist da und muss versorgt werden. Und da war's gut, dass wir zu zweit waren.«

Ein Kind zu haben bringt bestimmte Notwendigkeiten mit sich, es »muss versorgt werden«, unabhängig von der Befindlichkeit seiner Bezugspersonen. Die Befragte war während der Abwesenheit des Partners mit ihren Grenzen konfrontiert – sie war erschöpft, »konnte nicht mehr« –; eine Situation, die sie als »ganz schlecht« erlebt hat. »Zu zweit« zu sein, die Zuständigkeit für den kleinen Sohn mit dem Partner teilen zu können, war dagegen »sehr erleichternd« für sie. Ähnliches schildern auch andere Frauen: »Es gab Phasen, da hab ich heulend in der Ecke gesessen, weil das einfach viel zu viel war. Wenn dann einer nach Hause kommt und sich dann weiter kümmert, ist das schon toll«; »Wenn es einem nicht gut geht, kann man sich auch mal hängen lassen, das ist sehr erleichternd.«

In einigen Interviews wird deutlich, dass Mutterschaft auch mit als bedrohlich erlebten Gefühlen verbunden sein kann. In den Schilderungen dieser Frauen wird die Entlastung besonders deutlich, nicht alleine für ein Kind zuständig zu sein. Einige waren aufgrund eigener Probleme nach der Geburt nicht zu einer

Beziehungsaufnahme zum Neugeborenen fähig und haben es als erleichternd erlebt, dass der Partner die frühe Beziehung zum Kind besser als sie gestalten konnte; einige haben das Stillen zwar als intensiv, aber auch als bedrohlich für die eigene psychische Stabilität erfahren, sodass die Möglichkeit, dem Partner selbstverständlich das Kind überlassen zu können, als stabilisierend für die eigene Befindlichkeit erlebt wurde; für eine der Befragten waren Zweifel an ihren Fähigkeiten als Mutter – begründet durch Konflikte mit der eigenen Mutter – ein Motiv für die mit dem Partner geteilte Verantwortung gewesen.

Die Schilderungen der Väter, die sich nach der Geburt des Kindes oder kurze Zeit später – oft nach Überwindung innerer Widerstände und Ängste – auf eine intensive, emotional und körperlich nahe Beziehung zu ihm einlassen konnten, machen deutlich, dass Väter ebenso wie Mütter zu innigen frühen Beziehungsgestaltungen fähig sind (vgl. auch Heberle, 2006; Lenkitsch-Gnädinger, 2006; Nickel, 2002; Pruett, 1988).[5] Durch Schwangerschaft und Geburt haben Frauen zunächst zwar eine engere leibliche Bindung an das Neugeborene. Wenn es dem Paar nach der Geburt jedoch gelingt, eine zwischen ihnen ausgewogene Beziehung zum Kind herzustellen und die Männer sich den Angeboten des Neugeborenen für eine emotionale Aufweichung und Verflüssigung von Abwehrstrukturen öffnen können, ist auch Vätern die Entwicklung einer Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter möglich, die geprägt ist von intensiver, auch körperlicher Nähe und einer tiefen Liebe und Verbundenheit. Besonders bei Vätern, die nicht erwerbstätig, sondern zuständig für Familienarbeiten sind, zeigt sich, dass Kinder für Männer – wenn sie die Möglichkeit zu einer zeitlich umfassenden Präsenz in der Familie haben – zu einem zentralen Lebensinhalt werden können. Es entwickelt sich eine innige Verbundenheit und innere Nähe zu ihnen, wie sie bisher wesentlich für Frauen in einer traditionellen Familienform kennzeichnend waren.

So besteht ein wesentliches produktives und Geschlechterbilder langfristig veränderndes Potenzial einer in der Paarbeziehung geteilten Verantwortung und Zuständigkeit für Familienarbeiten in der Möglichkeit, dass idealisierende Vorstellungen von den besonderen Qualitäten, über die Mütter für die Beziehungsgestaltung zum Neugeborenen als quasi naturhaft gegebene Kompetenz verfügen, entmystifiziert und damit relativiert werden und Mutterschaft freier

5 Kyle D. Pruett fasst seine entsprechenden Untersuchungsergebnisse so zusammen: »Der Körper des Vaters und seine Bewegungen konnten auf dieselbe tröstende, vertraute und immer wiederkehrende Art und Weise benutzt werden, die Forscher für Mutter-Kind-Beziehungen gefunden haben« (Pruett, 1988, S. 144).

wird von Versagensängsten und Schuldgefühlen. Damit eröffnen sich für Frauen neue Räume für Lebensgestaltungen und Identitätsbildungsprozesse.

## Mutterschaft als potenzielle Überforderung – Exkurs

Besonders eindrücklich zeigen sich die mit einer Mutterschaft potenziell verbundenen Probleme und die Überforderung, die es bedeuten kann, mit diesen Problemen allein zu sein, in den Schilderungen der Psychoanalytikerin Alice Miller, wie sie ihr Sohn Martin aus der Erinnerung wiedergegeben hat:

> »Ich hatte fürchterliche Ängste vor der Geburt. Auf dem Geburtstisch ergriff mich eine riesige Panik, alte Ängste kamen mir wieder hoch. Ich fühlte mich total ausgeliefert und in dieser Situation setzten die Wehen plötzlich wieder aus. [...] Ich [war] geplagt von immensen Schuldgefühlen und Ängsten, als Mutter versagt zu haben. Ich fühlte mich ganz alleine mit meinem Schicksal. Niemand unterstützte mich, auch dein Vater nicht. Endlich setzten die Wehen wieder ein [...], aber kaum warst du auf der Welt, begannen die ersten Schwierigkeiten: Ich fühlte mich mit dir hilflosem Kind total überfordert [...] Du verweigertest von Anfang an, an der Brust zu trinken. Mich hat das sehr gekränkt. Ich war so enttäuscht, dass mein eigenes Kind mich und meine Mutterliebe ablehnt« (Miller, 2013, S. 115f.).

Alice Miller fühlte sich »ganz alleine« mit ihren Schwierigkeiten: angefangen mit der Geburt, die mit »fürchterlichen Ängsten« und »Panik« verbunden war, »alte Ängste« – wohl aus ihrer eigenen Kindheit – kamen »wieder hoch«, sie fühlte sich »total ausgeliefert«. Das Kind soll nicht auf die Welt kommen – die Wehen setzten aus – und der Druck normativer Bilder, wie eine gute Mutter zu sein hätte, wird wirksam: in Schuldgefühlen und dem Erleben, »als Mutter versagt zu haben«. Mit dem Neugeborenen fühlt sich die Mutter dann »total überfordert«, seine »Hilflosigkeit« mobilisierte wohl eigenes frühes Erleben von Ohnmacht und Ausgeliefertsein und war unerträglich. Dann beginnt eine Umkehrung der Rollen und damit ein Sich-Verfehlen in der Mutter-Kind-Beziehung. Die überforderte Mutter erwartet eine Liebesbezeugung des Kindes, eine Zusicherung, dass sie doch »Mutterliebe« zu geben in der Lage ist: Das Nichttrinken des Kindes an der Brust wird als »Verweigerung« erlebt, die Mutter ist »sehr gekränkt«, »enttäuscht« und fühlt sich »abgelehnt«. Jetzt ist es nicht mehr die Mutter, die ihr Kind ablehnt, es nicht auf die Welt bringen will, sondern das Kind lehnt die Mutter ab, die eigene Ablehnung wird auf das Kind projiziert,

die »Schuld« wird von der Mutter auf das Kind verschoben. Alice Miller, die als Psychoanalytikerin so einfühlsam die Probleme von Kindern beschreiben konnte, denen von ihren Eltern nicht die Möglichkeit zu einer das Eigene entfaltenden Entwicklung eröffnet wurde, konnte selbst aufgrund eigener Traumatisierungen als von den Nationalsozialisten verfolgte Jüdin ihrem Sohn keine solche seine Entwicklung auf eine gute Weise fördernde Bezugsperson sein. Eine ähnliche Konstellation mütterlicher Überforderung, wie sie Alice Miller beschrieben hat, zeigt der 2011 von Lynne Ramsey inszenierte Film »We need to talk about Kevin« (vgl. auch die Analysen in Wiegand, 1998).

Studien zur Situation von Eltern nach der Geburt zeigen, dass sich eine überwiegend als positiv und befriedigend erlebte Beziehung zum Kind nicht naturhaft und automatisch einstellt, sondern Ergebnis eines längeren Prozesses der emotionalen Beziehungsentwicklung, des Aufeinander-Einstimmens von Mutter und Kind sowie Vater und Kind ist (vgl. Ahlheim, 2009; für Mütter insbes. Gloger-Tippelt, 1988; Halberstadt-Freud, 1993; Wiegand, 1998). Der intensive Kontakt zu einem Neugeborenen ist für Mütter und Väter oft mit einer inneren Destabilisierung, einer Verflüssigung psychischer Strukturen verbunden, die die Möglichkeit bietet, sich neuen Erfahrungen zu öffnen, aber auch als sehr bedrohlich erlebt werden kann. Es werden – wie es in den Schilderungen Alice Millers deutlich wird – eigene frühe Beziehungserfahrungen aktiviert, »vorsprachliche, an das Körpererleben gebundene Erinnerungsspuren wieder aufgerufen« (Ahlheim, 2009, S. 17). Selbstgrenzen können sich zeitweise auflösen und das Gefühl einer Kohärenz des Selbst gefährden (vgl. Wiegand 1998), Gefühle der Hilflosigkeit, der Unsicherheit und der Selbstzweifel die Beziehung zum Neugeborenen prägen: Denn eindeutige Interpretationen seiner Lebensäußerungen sind nicht möglich, die Frage: »Was das Kind ›hat‹«, (Wiegand, 1998, S. 141) spielt eine große Rolle und kann von der »Angst, etwas verkehrt zu machen« (ebd.), begleitet sein. Zudem wird das eigene Verhältnis zu Ohnmacht, Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Verletzlichkeit durch die Begegnung mit dieser Situation des Neugeborenen wiederbelebt. Die Bedürftigkeit des kleinen Kindes, sein existenzielles Angewiesensein auf Versorgung, die es abhängig macht von Erwachsenen, reaktiviert in Müttern und Vätern entsprechende eigene frühe Erlebensweisen – das »innere Kind« (Freiberger, 2007, S. 127) der Eltern. Es kann »zu einer Identifizierung des inneren Kindes der Mutter [und des Vaters, K. F.] mit dem realen Baby und im Weiteren zu einer Verwischung der Grenzen der vergangenen Eltern-Kind-Beziehung mit der Beziehung zum jetzigen Baby« (ebd., S. 106) kommen. Diese innerpsychische Aufweichung der Generationengrenzen öffnet die ersten Beziehungsgestaltungen mit dem Neugeborenen für eine Wiederholung eigener

Erlebensweisen: als befriedigend erlebter ebenso wie als leidvoll erfahrener. In einigen insbesondere psychoanalytisch orientierten Studien wird für Mütter beschrieben, wie stark eigene frühe Beziehungserfahrungen zunächst das Verhältnis zum Neugeborenen prägen: Ob in der Mutter »Sicherheit gebende Erinnerungen an Genährt- und Gehaltenwerden wach werden [und eine] Identifikation mit der nährenden und haltenden Mutter der eigenen Kindheit« (Ahlheim, 2009, S. 17) ermöglichen oder aber »Erfahrungen von Versagung, von Hunger und Unlust, Schreien und Wut (sich) in schmerzvoll-schlechten Erinnerungsspuren« (ebd.) niedergeschlagen und keine sichere Basis für Vertrauen geschaffen haben; eine Konstellation, die wohl früh für Alice Miller prägend war. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Kind mich liebt« (ebd., S. 15), wird eine Mutter mit einer problematischen Beziehung zur eigenen Mutter in der Studie von Rose Ahlheim zitiert, die in der kleinen Tochter ihre eigene zurückweisende Mutter erlebt und entsprechende Erfahrungen auf sie projiziert.[6] Vor dem Hintergrund dieser mit Elternschaft verbundenen Herausforderungen wird die Entlastung deutlich, die es für Mütter bedeuten kann, nicht – wie meist in traditionellen Verhältnissen – alleine für das Kind zuständig zu sein, sondern die Beziehungsgestaltung und Verantwortung von Anbeginn an gleichgewichtig mit dem Partner zu teilen.

## Entwicklungsmöglichkeiten der Töchter

Viele der befragten jungen Frauen berichten, dass die umfassende Präsenz des Vaters von Anbeginn an und die kontinuierliche Erwerbstätigkeit der Mutter ihr Selbstbewusstsein gestärkt haben, einige gehen davon aus, dass sie bessere Möglichkeiten hatten, ein ausgeprägteres Selbstbewusstsein zu entwickeln, als unter traditionellen Verhältnissen. Insbesondere wird die kontinuierliche Erwerbstätigkeit der Mutter, die durch eine nicht traditionelle Elternschaft möglich wurde, als Quelle von Selbstbewusstsein gesehen. Einige der jungen Frauen betonen, dass es

6 Bei Frauen hat die Beziehung zur eigenen Mutter eine große Bedeutung für die Beziehungsmöglichkeiten zum Neugeborenen. Hendrika Halberstadt-Freud spricht von Mutterschaft als Erfahrung, die drei Generationen umfasst und von einer Wiederbelebung früher Konflikte und Ängste begleitet wird, die mit der eigenen Mutter verbunden sind. »Die zur Mutter werdende Frau wird nachdrücklich mit der eigenen inneren Mutter oder ihrem Mutterbild konfrontiert« (Halberstadt-Freud, 1993, S. 1056). Dabei ist das Geschlecht des Kindes von zentraler Bedeutung. Halberstadt-Freud geht davon aus, dass eine entsprechende »multigenerationelle Verwicklung« (ebd., S. 1059) wegen der an die Gleichgeschlechtlichkeit gebundenen Fantasien von Ähnlichkeit, der »symbiotischen Illusion« (ebd., S. 1058), besonders ausgeprägt ist, wenn eine Frau eine Tochter bekommt.

für sie wichtig gewesen ist, die Mutter auch als Frau mit einem eigenen positiv besetzten Lebensbereich außerhalb der Familie zu erleben; eine Erfahrung, die zu einem vielfältigen, auch berufliches Engagement umfassenden Weiblichkeitsbild beitragen kann. So berichtet eine der jungen Frauen:

> »Dadurch, dass mein Vater auch immer da war, konnte sie [die Mutter, K. F.] immer berufstätig sein. Und das schätze ich sehr, sie ist unglaublich engagiert, es macht ihr unglaublich Spaß. Obwohl sie schon so lange im Beruf ist, geht sie da jeden Tag mit Freude hin. Und das ist für mich schon so'n Vorbild auch, so engagiert und selbstbewusst im Beruf.«

Ähnliche Muster zeigen sich in einer anderen Familie. So schildert eine der befragten Mütter die große Bedeutung, die der Beruf für sie hat: »Die Berufstätigkeit ist mir immer wichtig gewesen, ich hab das Arbeitsleben genossen, auch in der Zeit, als Gerd [der Partner, K. F.] zu Hause war.« Sie lässt die Tochter teilhaben an diesem für sie wichtigen Lebensbereich. »Rena war auch manchmal mit bei mir bei der Arbeit, und dann auch öfter beim Essen in der Kantine«, berichtet sie. Der Tochter vermittelt sich diese Freude der Mutter und sie kann sie genießen: »Ich war da manchmal mit bei meiner Mama in der Arbeit. Ich wurde da auch super aufgenommen. Das war für mich toll, dieses Mitnehmen auf die Arbeit.«

Eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit der Mutter schafft für Töchter strukturell andere Möglichkeiten als in traditionellen Familien, in denen eine solche kontinuierliche Erwerbstätigkeit der Frauen nicht selbstverständlich ist, die Mutter als Frau mit einem wichtigen Lebensbereich außerhalb der Familie zu erleben und damit veränderte Möglichkeiten der Abgrenzung von und Identifikation mit ihr. So schildern einige der jungen Frauen ihren Stolz auf das berufliche Engagement und die entsprechenden Erfolge ihrer Mütter. »Toll, dass sie so Karriere gemacht hat«, beschreibt eine der jungen Frauen ihre Wertschätzung für diesen Lebensbereich der Mutter und die Bewunderung für ihre Erfolge. Und eine andere: »Sie ist jetzt Abteilungsleiterin geworden, da bin ich stolz drauf.« Auch wenn einige Frauen sich trotz als befriedigend erlebter Berufstätigkeit in der Familie stärker mit ihrem Bemühen zeigen, auch für die Familie da und den Kindern eine gute Mutter zu sein, sind sie doch für die Töchter als Frauen mit einem eigenen Lebensbereich außerhalb der Familie und einem entsprechenden Selbstbewusstsein präsent. Das erleichtert sowohl Töchtern als auch Müttern Abgrenzungsprozesse voneinander und bietet Töchtern erweiterte Möglichkeiten für positive Identifikationen mit der Mutter als Frau, die auch Mutterbilder

in eine Richtung verändern können, in der Mütter nicht nur bezogen auf ihre Kinder, sondern auch als Personen mit anderen Interessen sichtbar werden.

## Resümee

Identitäten von Frauen sind eng verbunden mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen, mit geschlechtsbezogenen Aufgabenverteilungen und normativen Zuweisungen an Frauen. Wenn sich Elemente dieser Geschlechterverhältnisse und geschlechtsbezogenen Aufgabenverteilungen verändern – wie es der Fall ist in Familien, in denen beide Geschlechter für Kinderbetreuung und Hausarbeit zuständig und zugleich erwerbstätig sind –, wird zum einen die nachhaltige innerpsychische Verankerung traditioneller geschlechtsbezogener Orientierungsmuster deutlich, zum anderen aber auch das produktive Potenzial von Veränderungen in den geschlechtsbezogenen Aufgabenverteilungen. So ist für die meisten der befragten Frauen das Abgeben von Zuständigkeiten an den Partner nicht konfliktfrei. Das Gefühl eigener Bedeutsamkeit, das Erleben, wichtig für andere zu sein, vermittelt sich für viele – trotz großer Bedeutung des Beruflichen und als befriedigend erlebter Arbeit darin – über eine zentrale fürsorgliche Position in der Familie und über die Bedeutsamkeit für die Kinder. Zudem erzeugt die Bindung an ein insbesondere in Westdeutschland verbreitetes Mutterbild,[7] das hohe Anforderungen an mütterliche Verfügbarkeit stellt, Schuldgefühle, wenn dem Partner familienbezogene Aufgaben überlassen werden, und damit eine psychische Dynamik, die immer wieder ein Ringen mit eigenen Ansprüchen und Wünschen erfordert. Zugleich zeigt sich aber auch, dass eine Verflüssigung ge-

7 Die normative Wirkung von Bildern einer »guten Mutter« und die damit verbundenen Schuldgefühle sind in Westdeutschland sehr viel stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland (vgl. Gerhard, 2003, S. 81; Heß, 2010, S. 261ff.; Kortendiek, 2010). Die gesellschaftliche und kulturelle Ausformung von Mutterbildern und den in ihnen enthaltenen Vorstellungen über die für das Aufwachsen von Kindern optimalen Bedingungen zeigt sich eindrücklich in einer Studie über entsprechende Muster in den alten Bundesländern und Frankreich. Westdeutsche Mütter orientieren sich am Leitbild einer engen Beziehung zum Kind. Den besten Start ins Leben haben Kinder dementsprechend, wenn die Mütter in den ersten drei Jahren für sie da sind, die Mutter wird als die ideale Betreuungsperson gesehen. Französische Mütter vertreten dagegen das Leitbild der selbstständigen Kinder, die sich gut in die Gesellschaft integrieren und sich in sozialen Gruppen einfügen und behaupten können. Der beste Start ins Leben wird demnach gesehen in einem Leben in Gemeinschaft mit anderen Kindern. Eine Verbindung von mütterlicher Betreuung und Betreuung in öffentlichen Einrichtungen wird als ideal angesehen (Vornmoor, 2003).

schlechtsbezogener Aufgabenverteilungen, wenn es um Familienarbeiten und Erwerbstätigkeit geht, für Frauen – für Mütter ebenso wie Töchter – erweiterte Möglichkeiten der Lebensgestaltung und der eigenen Entwicklung mit sich bringt. So bedeutet es für viele Frauen – trotz Schmerz über den Verlust eigener Bedeutsamkeit – auch eine Entlastung und Erleichterung, wenn sie erleben, dass ihr Partner die Beziehung zum Kind ebenso gut gestalten kann wie sie selbst. Der normative Druck von Mutterbildern kann relativiert und die Vorstellung von der einzigartigen und unersetzbaren Bedeutung der Mutter entmystifiziert werden. Alle befragten Frauen schätzen zudem die Möglichkeit, langfristige berufliche Perspektiven entwickeln und realisieren zu können; eine Möglichkeit, die durch die familiale Aufgabenteilung mit dem Partner gegeben ist.

Für junge Frauen erweitert eine nicht traditionelle Arbeitsteilung der Eltern die Möglichkeiten, eine Basis für eine selbstbewusste Gestaltung des eigenen Lebens zu entwickeln. Das Erleben der Mutter als Frau mit einem wichtigen Aktivitätsschwerpunkt außerhalb der Familie, der Berufstätigkeit, schafft für Töchter erweiterte Identifikationsmöglichkeiten und kann auch für sie zu einer Dezentrierung von Mutterbildern beitragen: Mütter werden dann nicht mehr nur über das Dasein für ihre Kinder gesehen, sondern auch als Frauen mit einem wichtigen Interessenbereich außerhalb der Familie.

Das beschriebene produktive Potenzial für Identitätsentwicklungen von Frauen durch veränderte Geschlechterverhältnisse und geschlechtsbezogene Aufgabenverteilungen kann sich nur entfalten, wenn es sozialpolitische Rahmenbedingungen gibt, die solche Veränderungen unterstützen, etwa durch den Ausbau des Elterngeldes für Väter und verbesserte Möglichkeiten für eine Teilzeitarbeit oder zeitweise Unterbrechung der Berufstätigkeit. Erst dann werden für viele Familien Konstellationen geschaffen, die es Frauen und auch Männern ermöglichen, zu neuen Formen der Selbstdefinition und des Selbstverständnisses zu finden, die die Begrenzungen traditioneller geschlechtsbezogener Zuordnungen überwinden und beiden Geschlechtern erweiterte Entwicklungschancen eröffnen.

## Literatur

Ahlheim, R. (2009). Elternschaft – Entwicklungsprozess und Konfliktpotenzial. In R. Haubl, F. Dammasch & H. Krebs (Hrsg.), *Riskante Kindheit. Psychoanalyse und Bildungsprozesse* (S. 15–35). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Flaake, K. (2014). *Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Flaake, K. (2015). Neue Konstellationen für Identitäten für Frauen. Potentiale einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft. *Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, Heft 165, XLVI.*(1),7–28.

Freiberger, E. (2007). Die Reaktivierung des inneren Kindes. In A. Israel (Hrsg.), *Der Säugling und seine Eltern. Die psychoanalytische Behandlung frühester Entwicklungsstörungen* (S. 103–128). Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.

Frommer, J. (2007). Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung in Konvergenz: Gibt es Möglichkeiten, voneinander zu lernen? *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 61*(8), 781–803.

Gerhard, U. (2003). Mütter zwischen Individualisierung und Institution: Kulturelle Leitbilder in der Wohlfahrtspolitik. In U. Gerhard, T. Knijn & A. Weckwert (Hrsg.), *Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich* (S. 53–84). München: Beck.

Gloger-Tippelt, G. (1988). *Schwangerschaft und erste Geburt. Psychologische Veränderungen der Eltern.* Stuttgart: Kohlhammer.

Halberstadt-Freud, H. C. (1993). Postpartale Depression und die Illusion der Symbiose. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen 47*(11), 1041–1062.

Heberle, B. (2006). Die frühe Vater-Kind-Beziehung. Wandlungen im psychoanalytischen Verständnis. In F. Dammasch & H.-G. Metzger (Hrsg.), *Die Bedeutung des Vaters. Psychoanalytische Perspektiven* (S. 20–41). Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.

Heß, P. (2010). *Geschlechterkonstruktionen nach der Wende. Auf dem Weg zu einer gemeinsamen politischen Kultur?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Klein, R. (2000). Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die »Wahrheit« der tiefenhermeneutischen Erkenntnis. *BIOS, 13*(1), 79–97.

Kortendiek, B. (2010). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. erw. und durchgesehene Aufl., S. 442–453). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lenkitsch-Gnädinger, D. (2006). Die Bedeutung des Vaters im ersten Lebensjahr. Bericht aus einem psychoanalytischen Forschungsprojekt. In F. Dammasch & H.-G. Metzger (Hrsg.), *Die Bedeutung des Vaters. Psychoanalytische Perspektiven* (S. 255–284). Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.

Miller, M. (2013). *Das wahre »Drama des begabten Kindes«. Die Tragödie Alice Millers. Wie verdrängte Kriegstraumata in der Familie wirken.* Freiburg im Breisgau: Kreuz Verlag.

Nickel, H. (2002). Väter und ihre Kinder vor und nach der Geburt. Befunde zum Übergang zur Vaterschaft aus deutscher und kulturvergleichender Perspektive. In H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 555–584). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Pruett, K. D. (1988). *Die neuen Väter. Männer auf dem Weg in die Familie.* München: Mosaik.

Vornmoor, A. (2003). *Rabenmutter und Karrierefrau? Leitbilder erwerbstätiger Mütter in Westdeutschland und Frankreich.* Unv. Vortrag gehalten im Rahmen der Veranstaltungsreihe Ortswechsel. Fragen und Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung des Zentrums für feministische Studien (ZFS) der Universität Bremen.

Wiegand, G. (1998). *Selbstveränderung von Müttern aus subjektiver Sicht. Ein Beitrag zur psychoanalytischen Frauenforschung.* Gießen: Psychosozial-Verlag.